

Vom Eintauchen in eine andere Zeit

Vor über 50 Jahren kam die junge Baldegger Schwester Gaudentia als Missionarin nach Det auf Papua-Neuguinea und traf dort Menschen an, die quasi immer noch in der «Steinzeit» lebten. Durch ihre Arbeit als Hebamme – und später als Friedensstifterin verfeindeter Sippen – erwarb sie sich zunehmend das Vertrauen der einheimischen Frauen und Männer. 2018 kehrte sie aus gesundheitlichen Gründen in die Schweiz zurück. Wir haben mit ihr über ihre Arbeit gesprochen. *Beatrice Kohler*

Sr. Gaudentia, du bist zusammen mit vier anderen Schwestern im Oktober 1969 nach Papua-Neuguinea gereist, um dort deine Missionstätigkeit als Krankenschwester und Hebamme aufzunehmen. Wie hast du dich darauf vorbereitet?

Zur Vorbereitung waren wir in London in einem Sprachaufenthalt. An den freien Wochenenden gingen wir in die Museen, um uns über die Kulturen möglicher Einsatzgebiete zu informieren. Es gab dort viel zu sehen und zu lernen, vor allem über afrikanische und südamerika-

nische Länder, aber nichts über Papua-Neuguinea.

Eigentlich wusstet ihr also wenig über das Land, als euer Einsatz konkret wurde.

Bevor wir ausreisten, haben wir einen dreimonatigen Kurs über Neumissionierung absolviert. Der hat mir sehr geholfen, weil das Hauptthema Völkerkunde war. Ich lernte, zu sehen, was vorhanden ist, und weniger einfach zu handeln und «meine Ansichten» zu verkünden. Ich habe da wirklich begriffen, dass wir in der Schweiz eine lange Ent-

wicklung durchlaufen haben, und das ist auch so bei diesen Völkern. Ich muss auf die Geschichte von Papua-Neuguinea schauen, damit ich die Menschen dort verstehen lerne und erkenne, was sie brauchen.

Wie muss ich mir die konkreten Lebensumstände vorstellen, als ihr nach Det, in eure Missionsstation, kamt?

Wir hatten ein Haus aus einem Holzgerüst, Sperrholzplatten als Wände und einem Blechdach. Es gab nur Kerosinlampen. Wir koch-



ten auf einem Holzofen. Das Regenwasser sammelten wir. Gelegentlich haben wir es abgekocht. Wir waren vorsichtig. Aber es gab zum Beispiel keine Malaria im Hochland. Wir wurden nicht krank. So lebten aber nur wir. Die Einheimischen selber «bewohnten» Buschhäuser. Schlimm war für uns alle das Ungeziefer: vor allem die Kakerlaken, Flöhe und Läuse. Denen kamen wir nicht bei.

Wie habt ihr die Einheimischen erlebt?

Die Männer bewegten sich immer mit Pfeil und Bogen. Sie trugen einen Lendenschurz, die Frauen Grasröcke. Frauen und Männer lebten in getrennten Häusern. Männer hatten je nach Reichtum mehrere Frauen. Die Feindschaft zwischen den Sippen war das grösste Hindernis.

Wir kamen Mitte Dezember nach Det, wo schon vor uns hie und da ein Pater war. Er hatte den Leuten gesagt, dass wir kämen, dass wir ihnen bei der Geburt und bei Krankheiten helfen könnten und um

junge Menschen zu schulen. Die Frauen haben in einem Buschhaus geboren, rund um das Feuer und mit dem Schwein im Raum. Die anderen Frauen warteten draussen und standen ihr so bei. Ich half konkret, konnte die Schmerzen, zum Beispiel durch Massage, lindern. Das hat ihr Vertrauen zu uns gefördert. Beigetragen hat auch der Umstand, dass die Säuglinge nicht mehr starben. Im Februar konnte ich erstmals einer Frau helfen. Danach wagten andere einheimische Frauen, mich zu rufen oder zu uns ins Spital zu kommen. Bei einer Geburt im Busch konnte ich eigentlich nichts anders tun, als ihre Lebensumstände zu akzeptieren. Ich konnte nur Stoff mitnehmen, damit das Kind wenigstens in diese Sauberkeit hinein geboren wurde. Die Frauen kamen durch das Gebären aus der Steinzeit ins 20. Jahrhundert.

Was waren die grössten Sorgen und Probleme der Einheimischen, als ihr kamt?

Aus unserer Sicht war es die Kindersterblichkeit durch den Mangel an Hygiene und Wissen. Weil die Kindersterblichkeit sank, wurden die Sippen stärker. Dieser Zugewinn an Kampfeskraft war ihnen wichtig. Das wiederum führte vermehrt zu Sippenkämpfen, Tod und Vernichtung des Eigentums der Feinde. Sie lebten dauernd in der Angst vor den anderen. Sie dachten und denken noch immer im Schema Freundessippe oder Feindessippe. Wir Schwestern sahen die Aufgaben mehr und mehr darin, den Frieden zu ermöglichen. Denn ihr Vertrauen wuchs, weil wir uns für sie interessierten.



Fotos: zvg

- 1 *Ankunft der Schwestern in Det am 13. Oktober 1969. Die fünf Baldegger Schwestern (von links) Sr. Lukas Süess, Sr. Sixta Popp, Sr. Gaudentia Meier, Sr. Kiliansa Fries und Sr. Sibille Meier wurden von Mendi aus mit einem Missionsflugzeug an ihren Einsatzort geflogen.*
- 2 *Spitalküche in Det 1974. Die Angehörigen kochten selbst für Patientinnen und Patienten.*
- 3 *Sr. Gaudentia mit einer Frau und Kind, ebenfalls während ihres ersten Monats in Madang, 1969.*
- 4 *Hygiene-Lektion mit selbst gemalten Plakaten, 1971 in Det. Es ging dabei vor allem darum, die Frauen dazu zu bewegen, im Geburtshaus in Det zu gebären, da in ihren speziellen Geburtshütten die nötigen Hygienevorkehrungen unmöglich einzuhalten waren.*
- 5 *Sr. Gaudentia 1971 beim Wägen von Kindern. Sie besuchte die Dörfer rundum, um die Kinder zu untersuchen. Auch wurden erste Impfungen vorgenommen.*
- 6 *Einweihungsfest einer neuen Krankenstation in der Nähe von Mendi, 2002. Die Einheimischen schenkten Sr. Gaudentia eine Muschel.*
- 7 *Aidsprävention. Selbst entworfene Piktogramme zeigen, wie man sich mit Aids anstecken kann und wie nicht.*
- 8 *Krankensaal der Frauen in Det, 1985. Die Klappbetten wurden von einem Laienhelfer auf Anweisung Sr. Gaudentias hergestellt.*

Zur folgenden Doppelseite:
Auch das Warten hat seinen Sinn:
Ein Riksha-Fahrer hofft in der Grossstadt
Kalkutta auf Kundschaft.

Foto: Joerg Boethling